

Wie die Mennoniten in die deutsche Volksgemeinschaft hineinwuchsen.

Vortrag von Dr. Ernst Crous,

gehalten am 18. Juni 1939 zu Krefeld auf dem 5. deutschen Mennonitentag.

Liebe Heimatgemeinde, liebe Freunde aus nah und fern!

Es sind schon besondere Gefühle, mit denen ich heute hier das Wort ergreife. Einer meiner Vorfahren war der Begründer dieser Gemeinde, soweit sich davon reden läßt. Ein anderer hat das erste Bethaus auf diesem Grund und Boden eingeweiht. Und in dieser Kirche hat dann mein Vater auf der Ältestenbank gegessen, bin ich einst selbst gekauft worden. So gilt einleitend mein Gruß dir, liebe Heimatgemeinde! Es ist ja zugleich ein Stück deiner Geschichte, das ich berühre, wenn ich nun davon sprechen will, wie die Mennoniten in die deutsche Volksgemeinschaft hineinwuchsen.

Seit der großen Täuferverfolgung des 16. Jahrhunderts sind die meisten Mennonitensiedlungen im deutschen Bereich mehr oder weniger Flüchtlingsiedlungen. Nach dem Süden kamen Mennoniten — vielfach in Etappen — aus der Schweiz, nach Ostpreußen und Schleswig-Holstein — vorzüglich übers Meer — aus den Niederlanden. Und mit den Niederlanden wiederum verbanden tausend Fäden Ostfriesland und das Land am Niederrhein; so zog auch dort viel aus dem Westen zu, während hier die Mehrzahl aus dem Jülichischen stammte. Als Fremde galten sie daher ringsum, die zunächst unter Schutzbriefen lebten und erst langsam heimisch wurden. Ein paar Beispiele hier aus dem Rheinland: noch 1686 hatte etwa der Kurfürst von Köln seinen Untertanen allen Verkehr und Handel mit dem „heillosen Gesindlein“ verboten, 1694 der Kurfürst von der Pfalz sie in Rhendt grausam verfolgt, noch 1817 und 1818 etwa der Landrat von Braunsfels gegen stille und nüchterne, fleißige und des Ackerbaues kundige Leute, die aber ihren Bart wachsen ließen und keine Knöpfe trugen, weder am Gottesdienst noch am Religionsunterricht teilnahmen und nur unter sich heirateten, das größte Mißtrauen an den Tag gelegt. Da mußte das Heimfinden denn schon seine Zeit haben.

Was uns, wenn wir nun diesem Heimfinden in den verschiedenen Bezirken menschlichen Lebens nachgehen wollen, zunächst auffällt, ist die Sprache. Nicht allerdings im Süden, wo die

Schweizer Mundart offenbar rasch aufgegeben wurde und die hochdeutsche Schriftsprache ja von vornherein gemeinsam war. Aber im Norden! Und hier liegt die Sache nun verwickelter, als von der Gegenwart aus angenommen werden möchte.

Ich erinnere einmal daran, daß man beispielsweise die Bibel im 16. Jahrhundert und bis ins 17. hinein auf niederdeutschem Boden auch niederdeutsch las. Von 1523 bis 1621, gerade ein Jahrhundert lang, erschienen in Wittenberg und in Magdeburg und in Hamburg an der Elbe, im mecklenburgischen Rostock und im pommerischen Barth und in Goslar am Harz insgesamt 26 niederdeutsche Ausgaben. Als Kirchensprache überwog bei den Evangelischen dieser Lande eben ganz allgemein bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts das Niederdeutsche, um im 17. dann erst allmählich dem Hochdeutschen zu weichen. Das Holländische eingewandter Reformierter aber hielt sich an der Eider für kirchliche Zwecke fast bis zur Schwelle der Gegenwart.

Ich weise ferner darauf hin, daß die Staatsgrenze zwischen Deutschland und den Niederlanden für die Mundarten keine Grenze ist. Von Norden nach Süden der Reihe nach gehen Friesisch, Niedersächsisch und Niederfränkisch über sie hinweg. Im 17. Jahrhundert lag holländische Besatzung in Emden und Leerort, wäre mehrmals Ostfriesland beinahe in die Vereinigten Niederlande aufgenommen worden. Was wundert, daß wenigstens als Kirchensprache der Reformierten das Niederdeutsche dort zunächst einmal vom Holländischen und erst im 19. Jahrhundert vom Hochdeutschen abgelöst wurde. Die reformierte Grafschaft Bentheim, durch Moore gegen Deutschland abgeschlossen, bewahrte holländische Kirchensprache zum Teil sogar bis ins 20. Jahrhundert. Am Niederrhein aber herrscht die niederfränkische Mundart, aus der sich die holländische Schriftsprache entwickelt hatte, stand Kleve 1647 bis 1679 unter einem Oranier als brandenburgischem Statthalter, und Mörs nebst Krefeld 1600 bis 1702 sogar unmittelbar unter oranischer Herrschaft. So war denn im Klevischen an manchen Orten bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts die Predigtsprache bei den Reformierten und selbst den Katholiken Holländisch.

Die Mennoniten ihrerseits brachten selbstverständlich in die neue Heimat die Kirchensprache der alten mit; am Rande der Niederlande blieb daneben deren politische und kulturelle Blüte im 17. Jahrhundert nicht ohne Einfluß auf die Geltung ihrer Sprache; schon 1565 verlangte übrigens der Kölner Märtyrer Matthias Servaes für seine Frau nach einem niederländischen Neuen Testament, da sie den oberländischen Druck nicht lesen könne. Naturgemäß aber mußte im Laufe der Zeit die holländische Kirchensprache

— in teils fremder, teils veränderter Umgebung auf sich selbst gestellt — von den anderen Lebensgebieten her immer mehr eingeengt und schließlich verdrängt werden. Wir verstehen leicht, daß sich diese Entwicklung auf dem äußersten Vorposten, in Westpreußen, am schnellsten vollzog. Bereits 1671 schreibt der spätere Älteste Georg Hansen, die Jugend lese besser deutsch als holländisch. So ging die Gemeinde Heubuden in den 50er Jahren und die Gemeinde Danzig in den 60er und 70er Jahren des 18. Jahrhunderts zur deutschen Predigt über. Der letzte, der fast alle Briefe holländisch schrieb, und der holländisch predigte, war Hans von Steen, Ältester zu Danzig 1754—1781; bei seinem Begräbnis aber sangen die Trauernden bereits ein von Hans Nomber gedichtetes hochdeutsches Sterbelied. Als bald darauf die Auswanderung nach Rußland einsetzte, wurde — und dies ist eine Tatsache von größter Bedeutung für die fernere Geschichte des Mennonitentums in der ganzen Welt! — die holländische Sprache schon nicht mehr mitgenommen.

Weiter im Westen machte sich die größere Nähe der Niederlande bemerkbar; dazu kam, daß man beim Übergang zu studierten Predigern diese aus den Niederlanden erbitten oder wenigstens auf niederländischen Universitäten ausbilden lassen mußte. In Hamburg und Altona begann erst 1786 Reinhard Rahusen mit und in den neu eingerichteten Wochengottesdiensten die hochdeutsche Sprache zu gebrauchen. Allgemein gilt diese in der Predigt seit 1839 und im Kirchenbuch seit den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts. Krefeld führte sie 1818, Friedrichstadt 1826 ein; dorthin hatte Jsaak Molenaar aus Jena etwas vom Geiste des deutschen Klassizismus und der deutschen Romantik mitgebracht; hierhin kam damals Jakob Mannhardt, der Sohn des Tübinger Stiftlers. Über die Gemeinde zu Kleve, dem „hartje van Duitschland“, berichtet ihr Prediger auf eine amtliche Anfrage noch 1870 holländisch: Sie sei aus den 1574 aus Holland und einige Jahre später aus Nymwegen gekommenen Mennoniten entstanden und dadurch allezeit, was Sprache und gottesdienstliche Gebräuche anbelange, holländisch geblieben; sie erlosch indessen noch vor Ende des Jahrhunderts. In Emden wurde auf Antrag einiger Gemeindeglieder am 31. Januar 1860 zum ersten Male eine deutsche Predigt abgehalten; seit 1889 gilt hier für Predigt, Taufunterricht und Kirchenbuch die deutsche Sprache. Zu ihr ist 1922 auch die Gemeinde Gronau übergegangen, die bis dahin von dem benachbarten Enschede aus bedient worden war; gehörte die Herrschaft Gronau, dicht an der holländischen Grenze gelegen, ja eben auch den Grafen von Bentheim.

Der Weg in die Volksgemeinschaft hinein ging für die Mennoniten, wie das nahe liegt, über die Wirtschaft. Schon im 17. und 18. Jahrhundert kannte wenigstens Friedrichstadt kaum Berufe, in denen sie nicht vertreten waren. Wir finden damals dort Mennoniten als Bäcker und Schlächter, Müller und Ölschläger, Branntweimbrenner und Bierbrauer; Schneider und Schuster, Weber und Färber, Wollkämmer und Hutmacher und Seifensieder; als Maurer und Zimmerleute, Schmiede und Glaser, Mühlen- und Schiffsbauer, im Besitz einer Zucker- und Stärkemehlfabrik, als Krämer ebenso wie als Großhändler. Anderswo ging es langsamer vorwärts. Wer aber in das Mennonitische Adressbuch von 1936 hineinsieht, wird hier für ganz Deutschland heute fast alle diese Berufe immer noch antreffen und darüber hinaus eine Reihe weiterer. Ich möchte von ihnen einstweilen den Landwirt oder Bauer, den Gutbesitzer oder Gutspächter der Landgemeinden, den Arzt und Apotheker unter den sogenannten freien Berufen erwähnen. Und wie verknüpfen sich die Geschicke, wenn etwa im 18. Jahrhundert 6000 Einwohnern der Stadt Krefeld 3000 Arbeiter der mennonitischen Weltfirma von der Leyen gegenüberstehen, oder im 20. Jahrhundert von 18 000 Einwohnern der Stadt Gronau 6000 in den Betrieben der mennonitischen van Veldens tätig sind! Das gleiche läßt sich von den kleineren, jedoch weit zahlreicheren landwirtschaftlichen Betrieben natürlich erst recht sagen. Und was bedeutet für die Gesamtheit selbst bis auf den heutigen Tag nicht ihr Vorbild eben als Bauern! Im Herbst 1935 noch rief der Kreisaussaatinspektor von Oberbayern es in eine große Versammlung hinein, daß die mennonitischen Landwirte den anderen, die es ihnen doch gleich tun wollten, immer wieder um eine Nasenlänge voraus seien.

Wurden die Mennoniten als Wirtschaftsfaktoren aufgenommen und geduldet, so spiegelt sich ihre Bedeutung für Staat und Volk in dem ihnen eingeräumten Recht wider. Es bezeichnet z. B. die Verschiedenheit des Ganges der Dinge von Ort zu Ort, daß Mennoniten in den Städten Bürgerrecht zu ganz verschiedenen Zeiten erhielten: in Elbing schon 1585, in Königsberg und Marienburg gegen 1750, in Danzig erst 1800; in Lönning schon 1607, in Krefeld 1678, in der Pfalz und in Bayern erst 1801. Es mußte hemmend wirken, daß man sie im Westfälischen Frieden nicht neben Katholiken, Lutheranern und Reformierten als ein viertes Bekenntnis zugelassen hatte. Es konnte Schwierigkeiten machen, daß sie in dreifacher Hinsicht mit den anderen Religionsverwandten —

wie man damals sagte — und das hieß insbesondere mit der jeweils herrschenden Kirche nicht übereinstimmen: Im Grenzgebiet des Staatlichen hatten sie über Eid, öffentliche Ämter und namentlich den Wehrdienst eine eigene Lehre.

Immerhin gab es Beispiele für einen Verzicht auf ursprüngliche Auffassungen: In dem fortschrittlichen Friedrichstadt waren Mennoniten seit 1668 deputierte Bürger, seit 1680 Ratsverwandte, seit 1711 Bürgermeister. Dazu zerfiel ein Staatswesen früher sowieso in Körperschaften ungleichen Rechtes: In Krefeld wurden bei der Huldigung zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen Mennoniten wie (reformierte) Geistliche in besonderen Gruppen nur durch Handschlag verpflichtet, während die anderen Gruppen mit erhobenem Schwurfinger einen förmlichen Eid leisteten. Auch bekundete das jüngere Geschlecht unter Umständen ein verändertes Lebensgefühl: Oft angeführt ist die Klage des Neuwieder Ältesten Peter Weber aus dem Jahre 1804, die jungen Leute wollten mit dem Schwert umgürtet ihrem jungen Landesfürsten gleich anderen Bürgeröhnen entgegenreiten. — Und doch hielt selbst die Glaubenslehre des Cornelis Ritz (deutsche 1776), das maßgebende Lehrbuch der „gelinderen Sekte“ — wie es im Amtsstil hieß —, daran fest, daß ein Mennonit sich zur Verwaltung eines obrigkeitlichen Amtes nicht bequemen dürfe (Art. 28), sich aller kriegereischen Waffen enthalten müsse (Art. 29), und daß der Herr Jesus das Eidschwören gänzlich verboten habe (Art. 30). Die bekannten Ibersheimer Beschlüsse von 1803 und 1805 indessen, die noch einmal den Wehrstand ebenso wohl wie die Übernahme eines obrigkeitlichen Amtes ablehnen, sind nach dem berühmten Ausspruche Wilhelm Mannhardts „das Abendrot am Himmel des altgläubigen Mennonitentums“, wenigstens im Westen.

Der Grundsatz der Gleichheit aller vor dem Gesetz, den die französische Revolution und ihr Erbe Napoleon wirkungsvoll vertraten, setzte sich — Rechte nehmend wie Rechte gebend — durch. Umsonst reisten Abgesandte der Pfälzer und der Krefelder Mennoniten nach Paris; diesen eröffnete General Caulaincourt, der Kaiser werde ihnen zuverlässig die erbetene Befreiung vom Militärdienst nicht zugestehen, wohl aber vielleicht auf ihr Gesuch hin sich veranlaßt finden, sie ausschließlich als Nichtkombattanten, Trainsoldaten, Lazarettwärter usw. zu verwenden. Und im Süden wurde die verlorene Wehrfreiheit nach 1815 nicht erneuert, wenn auch eine Stellvertretung wie während der Fremdherrschaft noch einige Zeit möglich blieb. 1821 fiel die Sonderregelung in Ostfriesland. 1851 mußte die Hamburger Gemeinde sich zum mindesten mit dem Zwang einer Stellvertretung nun ebenfalls abfinden. In Alt-

preußen allerdings hielten sich die Könige an das ewige Gnadenprivileg Friedrich des Großen von 1780 noch lange gebunden; in der Rheinprovinz, wo alle mennonitischen Familienhäupter ausdrücklich befragt worden waren, erlaubte ein Gesetz von 1830 den dort Angesiedelten die Wehrlosigkeit weiter bei Zahlung einer eigenen Steuer und bei Verzicht auf Grundstückserwerb und auf Staatsämter. In dem vergrößerten Preußen beseitigte dann noch im Zeichen des Liberalismus am 9. November 1867 ein Gesetz jede Ausnahme; aber selbst jetzt noch erlaubte der König am 3. März 1868 einen Dienst ohne Waffe. Die bisherigen Einschränkungen in Ansehung des Grundstückserwerbs und der Zulassung zu den Staatsämtern sowie die sogenannte Mennonitensteuer hob der Innenminister daraufhin am 5. Mai 1868 ausdrücklich auf.

Wie sehr dieser Rechtsentwicklung eine seelische Umstellung zur Seite gegangen war, mag die Tatsache zeigen, daß derselbe Wilhelm Mannhardt, der 1863 die Wehrfreiheit der altpreussischen Mennoniten nach außen hin geschichtlich begründet hatte, 1868—70 in einer Aufsatzreihe zur Wehrfrage nach innen hin die neue Ordnung seinen Glaubensgenossen gerade um ihres geistlichen Lebens willen empfahl. Wie sehr dann zwei Menschenalter später die Gleichstellung nach Pflicht und Recht den Mennoniten in Fleisch und Blut übergegangen war, erwies sich im Jahre 1933, als die Vereinigung der Mennonitengemeinden im Deutschen Reich von sich aus erklärte, im Falle der Wiedereinführung der Wehrpflicht keine besonderen Vorrechte mehr beanspruchen zu wollen.

In dem Maße nun, in dem die rechtlichen Hindernisse fielen, erschlossen sich den Mennoniten — im Westen zunächst, und dann auch im Osten — öffentliches Leben und Staatsämter. Das Vorbild Friedrichstadts, das anfangs nur wenig Nachfolge fand, wurde nach dem tiefen Einschnitt an der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert mehr und mehr nachgeahmt. In die Paulskirche etwa entsandte im Jahre 1848 Krefeld den Mennoniten Hermann von Beckerath, dessen Wiege im bescheidenen Haushalt am Webstuhl seines Vaters gestanden hatte, und Emden den Mennoniten Isaak Brons, der in karger Jugendzeit sich die Werke des geliebten Schiller selbst hatte binden können und müssen. Wurde jener damals Reichsminister und 1862 Präsident des bleibenden Ausschusses des Deutschen Handelstags, so kämpfte dieser im Nationalverein und in einem von ihm mitbegründeten ostfriesländischen Flottenverein für die Einheit und Größe des deutschen

Vaterlandes. Aus der Pfalz entsandte das Vertrauen ihrer Mitbürger den Mennoniten Peter Eymann 1848 in die Ständekammer zu München und den Mennoniten Heinrich Stauffer 1903 in den Reichstag; jener war seit 1833 Bürgermeister von Frankenstein, dieser seit 1896 Gemeinderat und Distriktsrat von Grünstadt gewesen. Der kleine Finger, mit dem nach einem scherzhaften Ausdruck der Großherzog von Hessen 1884—1898 sein Land regierte, der Staatsminister Jakob Finger, aber blieb bis an sein Lebensende ein treues Glied der Mennonitengemeinde Monsheim. Und wenn die Mennoniten dankbar ihrer im Weltkrieg gefallenen Brüder gedenken, so verdient es in gegenwärtigem Zusammenhange hervorgehoben zu werden, daß unter diesen der Anteil an Offizieren etwa dreimal so groß ist wie im Reichsdurchschnitt.

Für unsere Zeit mag mit Rücksicht auf die Bedeutung der Mennoniten im öffentlichen Leben der engeren Heimat eine Zusammenstellung des Jahres 1937 dienlich sein. Damals waren im Freistaat und im benachbarten Westpreußen Mennonit der Direktor der Danziger Staatsbank und der Leiter der Kreisschule der NSDAP. in Neuteich, die Vorsitzenden oder stellvertretenden Vorsitzenden des Saatbauvereins, des Rübenbauverbandes, des Zuckerverbands, der Viehverwertungsgenossenschaft, des Vieh- und Fleischversorgungsverbandes, des Milchversorgungsverbandes und von Molkereigenossenschaften; viele landwirtschaftliche Fachberater, Orts-, Bezirks- und Kreisbauernführer, Deichhauptleute, Orts- und Amtsvorsteher und Landräte, ebenso wie Ortsgruppen- und Kreisleiter, Sturm- und Obersturmführer. Im Hinblick auf Staatsämter sei noch einmal das Mennonitische Adreßbuch von 1936 aufgeschlagen, wo man Mennoniten in den meisten Verwaltungen und auf den verschiedensten Stufen des Beamtentums antrifft. Da gibt es Sekretäre und Obersekretäre, Inspektoren und Oberinspektoren, Rechnungs- und Amtsräte bei Eisenbahn, Post und Telegraphie, Verwaltung und Justiz, Finanz, Steuer und Zoll. Da haben wir Studienräte, Bauräte usw., Oberstudiendirektoren, Oberregierungsräte und Ministerialräte. Wenn man erwägt, daß vor gut 100 Jahren noch die Krefelder Gemeinde, obwohl sie selbst bereits vielfach anders urteilte, für die Gewissensfreiheit von Mitgliedern sich einsetzen mußte, die gegen Wehrdienst oder Geschworenendienst Bedenken hatten, so ermißt man die Länge der durchlaufenen Bahn, an deren Ende uns nun mennonitische Amts-, Land- und Kammergerichtsräte, Polizeiwachtmeister und -Oberwachtmeister, Hauptleute und Admiräle begegnen.

In das weitere Kulturleben, Wissenschaft und Kunst und allgemeine Wohlfahrt Körpers und der Seele wuchsen die Mennoniten nun ebenfalls rasch hinein. Um das zu sehen, braucht man hier in Krefeld ja wirklich nur einmal mit offenen Augen durch die Straßen zu wandern. Auf dem Ostwall ragt die Säule für Cornelius de Greiff empor, der seiner Vaterstadt 1857 beziehungsweise 1863 für wohlthätige und gemeinnützige Zwecke den bis dahin in deutschen Landen unerhörten Betrag von 466 000 Talern vermachte. In der Friedrichstraße, wenige Minuten davon, steht die Stadtbibliothek mit dem Bild seiner Nichte und Erbin im Lesesaal, jener Marianne Rhodius geb. de Greiff, die 1902 durch ein Legat von 1 800 000 Mk. die Stiftungen des Oheims ergänzte. Wieder einige Minuten weiter erhebt sich auf dem Karlsplatz das Kaiser-Wilhelm-Museum mit einem Denkmal für Wilhelm Crous (gestorben 1904), dem vor anderen diese Kunststätte ihre Entstehung verdankt. Die nicht alltäglichen Bestände an Werken der italienischen Renaissance, die sie birgt, halten das Andenken an den Vorbesitzer Adolf von Beckerath wach, den der spätere Generaldirektor der Staatlichen Museen in Berlin Otto v. Falke 1916 als erfolgreichen Sammler und in seinem Sammelgebiet wohlunterrichteten Fachmann rühmt. Und wer dann noch gelegentlich einmal das liebenswürdige Büchlein zur Hand nimmt, das Rudolf von der Leyen nach persönlichen Erinnerungen über Johannes Brahms als Mensch und Freund 1905 bei Karl Robert Langewiesche hat erscheinen lassen, dem geht an einem trefflichen Beispiel auf, wie eng die Krefelder Mennoniten auch mit der heimischen Musikpflege sich verknüpft fühlen dürfen.

Aber Krefeld selbst ist ja nur ein hier besonders naheliegendes Beispiel für den mennonitischen Anteil am deutschen Kulturleben überhaupt. Richten wir etwa den Blick nach Osten, so sollten wenigstens zwei Männer in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben: Der schon zuvor genannte, 1880 leider viel zu früh verstorbene Wilhelm Mannhardt hat seine Kraft nicht nur den Glaubensgenossen gewidmet, sondern auch wesentlich am Aufbau der heute so beachteten Volkskunde mitgearbeitet. Der 1922 in hohem Alter dahingeschiedene Hugo Conwentz aber gilt dem Ausland ebenso wie dem Inland als der Schöpfer und bis zu seinem Ende zugleich als der geistige Mittelpunkt des Naturschutzes und der Naturdenkmalpflege. Der Blick nach Süden trifft vielleicht auf Peter Dettweiler (1837—1904), den Vater der Heilstättenbewegung, der als erster nachwies, daß zur Ausheilung der Schwindsucht nicht nur ganz bestimmte Zonen, sondern jedes Klima fähig sei; und dessen 100. Geburtstag noch kürzlich die Deutsche Tuberkulose-Gesellschaft festlich begangen hat. Ein Blick nach Norden indessen mag zunächst in

Emden den sein Lebtag junior genannten Konsul Bernhard Brons (1831—1911) streifen, der seiner Vaterstadt Turnplatz und Turnhalle stiftete, und dessen Andenken Wettkämpfe lebendig halten, die seit Jahren Höhepunkte des ostfriesischen Sportlebens sind. Der Blick mag dann haften bleiben auf der Gestalt des Geheimen Kommerzienrats Jan ten Doornkaat Koolman (1815—1889), der nicht nur durch seine stattliche Geneverfabrik den „Doornkaat“ zum volkstümlichsten Kornwein Ostfrieslands und seiner weiteren Nachbarschaft machte, der nicht nur mit seinem Geschäftsteilhaber zusammen dem damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm bei einem Besuche die stolze Schar von 9+13 Kindern nach Orgelpfeifenart vorführen konnte, der nicht nur Kirchenältester seiner Heimatgemeinde, Senator, Bürgervorsteher und Ehrenbürger seiner Vaterstadt Norden, Reichtagsabgeordneter und Ehrenmitglied und Meister des Freien Deutschen Hochstifts in Frankfurt am Main war, sondern auch über all das hinaus die Muße zu wissenschaftlicher Betätigung fand. Sein dreibändiges Wörterbuch der ostfriesischen Sprache steht noch heute als unentbehrliches Nachschlagewerk in den Lesesälen großer Bibliotheken und fand noch im vorigen Jahre von fachlicher Seite ehrende Anerkennung: Dieser vielleicht nicht immer kritische, aber für Sprachenwissenschaft interessierte und befähigte Autodidakt sei ein hervorragender Kenner des Ostfriesischen gewesen und habe mit ungewöhnlichem Fleiß das Material gesammelt und verarbeitet, dazu ein feines Gefühl für etymologische und semasiologische Fragen gehabt. Schon 1873 hatte er sich übrigens in einer eigenen Schrift gegen die Fälschung der Ura-Linda-Chronik gewandt, die bekanntlich kürzlich noch einmal viel Staub aufwirbelte.

Das Bild dürfte sich runden, wenn wir nun am Ende auch noch auf das Kirchenwesen unsere Aufmerksamkeit lenken. Wie weit schon in früherer Zeit eine freundliche Haltung anderen Bekenntnissen gegenüber ging, mag das Danziger Beispiel zeigen. Als 1687 die „Herren Jesuiten“, als 1688 die Lutheraner (in Ohra) an ihren Kirchen bauten, wurde in der Mennonitengemeinde gesammelt und ein Betrag von 200 bzw. 300 Gulden gegeben; die vertriebenen Salzburger erhielten 1732 sogar 1415 Gulden. Wie damals und dort war es auch später und anderwärts. In Friedrichstadt gab man 1861 den Lutheranern ein Geschenk zum Kirchenbau, in Emden 1779 den Reformierten eins zum Friedensfest, in Friesenheim bei Ludwigshafen 1805 eins zum Bau einer protestantischen Kirche. Umgekehrt gaben zum Beispiel bei unserem Kirchenbau in

Friedelsheim 1838 evangelische Bürger nicht unerhebliche Geschenke. In besonderen Fällen half man sich gegenseitig. Hier in Krefeld etwa sind die altkatholischen Gottesdienste zeitweise in dieser Kirche und die mennonitischen beim Umbau der eigenen in der altkatholischen gehalten worden. In Berlin sind wir mit unseren Gottesdiensten schon ein halbes Jahrhundert lang bei den Herrnhutern dankbar zu Gast. In München und Stuttgart versammeln wir uns in den Räumen der Baptisten, in Kaiserslautern und Zweibrücken, Frankfurt a. M., Durlach und Sinsheim in denen der Inneren Mission, in Regensburg in der lutherischen Bruderhauskirche. Und wie viele Beziehungen bringen die kirchliche Wohlfahrtspflege, die Äußere Mission, Allianz und Gemeinschaft! Wie oft amtieren, namentlich im Süden, bei Beerdigungen unsere Ältesten und evangelische Pfarrer nebeneinander! 1810 bot die Gemeinde Krefeld, 1858 die Gemeinde Friedrichstadt, 1870 die Gemeinde Danzig anderen Christen ausdrücklich Abendmahlsgemeinschaft. Und in Berlin haben Christen mit uns am Abendmahl teilgenommen, die auf keinem anderen Boden sich zu kirchlicher Gemeinschaft hätten zusammenfinden können. Schon im 18. Jahrhundert dachte Jakob Gysbert van der Smitten bei seinen erbaulichen Schriften nicht nur an die Mennoniten, und was verdanken umgekehrt wir selbst der ganzen deutschen Theologie!

Solch äußerer Angleichung entspricht erklärlicherweise eine innere. Eben außer der Gemeinde, früher meist streng verpönt, sind nun nicht nur im Nordwesten, sondern auch im Süden und Osten weit verbreitet. Die Kirchenzucht mußte sich stark einschränken; die Absonderung bei Unverbesserlichkeit oder groben Sünden wurde selbst im konservativen Heubuden seit 1899 nicht mehr angewandt. Wohl gibt es auch heute noch bei kleinen Gemeinden Gottesdienste in Privathäusern, wohl sind unsere Bethäuser, die sich erst allmählich Kirchen nennen durften, auch heute noch schlicht; aber die Orgel hielt doch bald rascher, bald langsamer ihren Einzug: In Altona zum Beispiel 1764, in Danzig 1788, in Ibersheim 1822, in Leer 1827, in Friedrichstadt 1845, in Heubuden 1890. Die Ibersheimer Kirche zieren sogar seit hundert Jahren bereits Dachreiter und Glöckchen. Wohl kennen wir auch heute noch Älteste und Prediger, die neben diesem Amte einen bürgerlichen Beruf haben, auch nicht Akademiker sind; aber studierte Theologen begegnen uns in Krefeld und Goch, in Ostfriesland, in Friedrichstadt und Hamburg-Altona schon seit dem 18. Jahrhundert, in der Pfalz zuerst in Monsheim 1819, in Danzig seit 1826, in Elbing-Ellerswald seit 1923. Die verschiedenen Richtungen der evangelischen Theologie fanden derart schon viele Jahrzehnte hindurch von den Universitäten ihren Weg auch auf

mennonitische Kanzeln, wie denn die einzelnen Gemeinden die Unterschiede innerhalb der großen Kirche innerhalb unserer kleinen gleichfalls widerspiegeln. Äußere Zeichen wie Talar und Büsschen oder die Titel Pastor und Pfarrer machen die innere Wandlung nur besonders deutlich. Bereits 1850 erhielt auch ein mennonitischer Prediger auf Vorschlag des örtlichen Superintendenten nach 60 jähriger Amtsführung eine königliche Ordensauszeichnung.

Wenn es in einer Kaufmannsstadt wie Krefeld nahe liegt, von einer Bilanz zu reden, so bleibt nach dem Gesagten wohl der Eindruck einer Aktivseite von ungewöhnlichem Ausmaß. Es geht über den Rahmen dieses Vortrages hinaus, muß aber doch der Gerechtigkeit halb zum Schlusse immerhin angedeutet werden, daß wie überall im Leben auch hier die entsprechenden Passivposten darum nicht fehlen. Noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sind Familien und selbst Älteste ausgewandert, weil sie um des Gewissens willen die dargestellte Entwicklung nicht glauben mitmachen zu können. Und heute noch lassen sich Unterschiede, die aus dieser Entwicklung fließen, im Mennonitentum von Land zu Land nicht wohl verkennen. Andererseits haben hier in Deutschland unserer Gemeinschaft zahllose überhaupt den Rücken gekehrt. Während die Bevölkerung im ganzen sich verdoppelte, ja verdreifachte, haben wir uns bestenfalls behauptet; von Werbung schon gar nicht zu reden. Und hineingerissen wurden wir namentlich in die allgemeine, oft gar nicht mehr als solche erkannte Verweltlichung, die uns nun ebenso wie die großen Kirchen zu ernster Erwägung zwingt.

Quellen.

Sprachliches.

Aldolf Bach, Geschichte der deutschen Sprache, Leipzig 1938.

Mar Lindow, Niederdeutsch als evangelische Kirchensprache im 16. und 17. Jahrhundert, Greifswald 1926.

Walther Mißka, Das Niederländische in Deutschland (in: Niederdeutsche Studien, Conrad Borchling 1932 dargebracht, Neumünster in Holstein, S. 207 bis 228).

Heinz Kloss, Die niederländisch-deutsche Sprachgrenze, insbesondere in der Grafschaft Bentheim (in: Mitteilungen der Akademie zur wissenschaftlichen Erforschung und zur Pflege des Deutschtums 1930, S. 96—109).

Louis Hahn, Die Ausbreitung der neuhochdeutschen Schriftsprache in Ostfriesland (Teutonia 24), Leipzig 1912.

William Foerste, Der Einfluß des Niederländischen auf den Wortschatz der jüngeren niederdeutschen Mundarten Ostfrieslands (Sprache und Volkstum, Neue Folge der Forschungen, Reihe A, 8), Hamburg 1938.

Walther Mißka, Grundzüge nordostdeutscher Sprachgeschichte, Halle-Saale 1937.

Walthar Miska, Die Sprache der deutschen Mennoniten (in: Heimatblätter des deutschen Heimatbundes Danzig 8. 1930; auch Sonderdruck).

Kurt Wiens, Niederländischer Wortschatz in der Mundart der Weichselwerder (in: Zeitschrift des Westpreussischen Geschichtsvereins 56. 1916, S. 139—153).

Richard Klapheck, Kalkar am Niederrhein, Düsseldorf 1930.

Elmrich van der Smitten, Die Ausbildung unserer besoldeten Prediger im 19. Jahrhundert (in: Mennonitische Blätter 50. 1903, S. 97—98).

S. F. van der Ploeg, Holländische Mennoniten-Prediger in Deutschland (in: Mennonitische Blätter 51. 1904, S. 3—4).

Sonstiges.

Mennonitisches Lexikon, herausgegeben von Christian Hege und Christian Neff, Frankfurt a. M. und Weierhof (Pfalz), 1. 1913 ff.

Mennonitisches Adreßbuch 1936, Karlsruhe.

Christlicher Gemeinde-Kalender für 1892 ff.

Cornelius Riz, Die Glaubens-Lehre der wahren Mennoniten oder Taufgesinnten, Hamburg 1776.

Ernst Crous, Der Beitrag der Mennoniten zum Wiederaufbau Deutschlands im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges (Sonderdruck aus dem 3. Jahrgang der Mennonitischen Geschichtsblätter), Karlsruhe 1938.

Ernst Crous, Mennoniten im alten Reich und Staat (Vorabdruck aus „Die Heimat“, Krefeld 1939).

(Friedrich Dettweiler) Peter Dettweiler, zum 100. Geburts-tag, Leipzig 1937.

Josef Kürschner, Deutscher Reichstag, Biographisch-statistisches Handbuch, Berlin und Leipzig, 1903—1908, XI. Legislaturperiode, S. 255; 1907—1912, XII. Legislaturperiode, S. 255.

Ernst Crous, Mennoniten im Regierungsbezirk Trier (in: Christlicher Gemeinde-Kalender für 1940, S. 66—77).

Beiträge zur Geschichte rheinischer Mennoniten (Schriftenreihe des Mennonitischen Geschichtsvereins Nr. 2), Weierhof (Pfalz) 1939.

Herm. Keussen, Geschichte der Stadt und Herrlichkeit Crefeld, Crefeld 1865.

Hugo Kopfstadt, Hermann von Beckerath, Braunschweig 1875.

Walter Bombe, Die Sammlung Adolf von Beckerath (in: Cicerone 8. 1916, S. 167—186).

Nachlaß Adolf von Beckerath, Berlin, Versteigerung Mai 1916, Rudolf Lepke's Kunst-Auctions-Haus, Berlin, Katalog 1755 (Vorwort von Dr. von Falke).

Al. Fast, Die Kulturleistungen der Mennoniten in Ostfriesland und Münsterland (1938, noch ungedruckt).

Otto Jesse, Geschichte der Herrschaft und der Stadt Gronau, Gronau i. W. 1925.

Gronau i. W., ein Führer durch seine Geschichte und Gegend, (Gronau 1927).

Wilhelm Mannhardt, Die Wehrfreiheit der Altpreussischen Mennoniten, Marienburg 1863.

Wilhelm Mannhardt, Zur Wehrfrage (in: Mennonitische Blätter 15—17. 1868—70).

Hermann Gottlieb Mannhardt, Zur Entstehung und Geschichte der Königl. Kabinettsordre vom 3. März 1868 (in: Christlicher Gemeinde-Kalender für 1919, S. 97—107).

Hermann Gottlieb Mannhardt, Die Danziger Mennonitengemeinde, Danzig 1919.

Tägliche Rundschau vom 15. Mai 1922

und

Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins 39. 1922. S. 51.

(Nachruf für Hugo Conwenh).

Akten der Staatsarchive Berlin und Koblenz; handschriftliche Unterlagen in eigenem Besitz; persönliche Erinnerungen.